

Gustav Flaubert schreibt an George Sand am 12. Dezember 1872: »Wenn man sich nicht an die Menge richtet, ist es richtig, daß man von der Menge nicht bezahlt wird. Das ist politische Ökonomie. Nun halte ich aber aufrecht, daß ein Kunstwerk (dieser Bezeichnung würdig und mit Gewissenhaftigkeit gemacht) nicht schätzbar ist, keinen Handelswert hat, nicht bezahlt werden kann. Folgerung: Wenn der Künstler keine Renten hat, muß er vor Hunger verrecken! ...«¹

Wer über Geld redet, redet über Gewaltverhältnisse. Kunst nach Herausbrechen aus ihrer Funktionalität als Taktgeber und Einfärber (Modus) kollektiver Riten im öffentlichen Raum hatte und hat die Aufgabe, das jeweils gesellschaftlich Unbewußte aus der Sicht des einzelnen so eigenständig wie möglich zu artikulieren. Notwendig will dies die eigene Zeit nicht hören. Sie entwickelt »Widerstand« im psychoanalytischen Sinne des Worts und aktiviert alle Gewaltmittel, die ihr zu Gebote stehen: Die einfachste Art dieser Gewalt, ohne sich dabei auch nur im mindesten die Hände schmutzig zu machen, ist das Entziehen von Geld.

Das gegenwärtig herrschende Kleinbürgertum (nach Roland Barthes die eigentlichen Gewinner des 20. Jahrhunderts²), inzwischen längst in jeder Chefdenke zu finden (auch in der »linken« Bundes-Regierung) und federführend in der Gestaltung der alltäglichen Lebensverhältnisse, kennzeichnet als Grundkonstitution seiner Psyche der permanente, vor sich selbst verbotene Wunsch nach Macht. Es wird ihn aber immer hinter Mechaniken, wie zum Beispiel dem Sachzwang, zu verbergen suchen und sogar mit den moralischsten Argumenten (Stichwort: Militäreinsätze als Verantwortung getarnt) das gleiche tun wie ihre konservativeren Vorgänger. Offenes, perverses Ausleben des Willens zur Macht (das ja letztlich, konsequent betrieben, zu dessen eigener Unmöglichkeit übergeht: Da gibt's ja keinen Endpunkt; ähnlich wie bei der Häufelung von Geld übersteigt das die Fähigkeit des kleinbürgerlichen Aufsteigertums (es reicht mal gerade für 9 ½ Wochen). Ganz zu schweigen von der Unfähigkeit, zwar eine Stärke zu entwickeln, diesen Machtwillen zu setzen, aber nur, um ihn gleich wieder hysterisch zu zersetzen.

Nerviger noch sind alle Argumente, die man aus Tradition gegen die jetzt etablierte, ehemals revoltierende, alltägliche und offizielle Führungsclique vorbringen könnte. Haben sie diese doch selbst am Ende der 60er Jahre ihren Eltern entgegenschandiert. Das kennen sie in- und auswendig. Pasolini hatte meiner Meinung nach recht, wenn er die revoltierenden Studenten als Palastrevoluzzer und ei-

Christoph Ogiermann

Über Geld reden ...

gentlichen Totengräber des Widerstands titulierte:

»Die Journalisten aus aller Welt (mitsamt denen vom Fernsehen) lecken euch (wie man, glaube ich, immer noch sagt in der Sprache der Uni) den Arsch. Ich nicht, Freunde. Ihr habt Gesichter von Vatersöhnchen. Die rechte Art schlägt immer durch. Ihr habt denselben bösen Blick. Ihr seid furchtsam, unsicher, verzweifelt (ausgezeichnet!), aber ihr wißt auch, wie man arrogant, erpresserisch und sicher ist: kleinbürgerliche Vorrechte, Freunde.«³

Dieses Kleinbürgertum hat auch seine eigenen Kunstbegriffe total etabliert: Die »guten alten Kunst-Werte« werden in »Lexika des Wissens« (haarsträubend in dem Zusammenhang auch die »Wissens«-Sendungen, von denen ja eine bezeichnenderweise heißt: *Wer wird Millionär?*) als Multiple-Choice von Link zu Link eingepfercht und – ach, wie praktisch – als Ausstellungskatalog nach Hause getragen. Wobei natürlich die widerständige Kunst der Vergangenheit nicht ausgeschlossen ist, im Gegenteil, sie konstituiert eine Argumentation, die ein scheinbares Bewußtsein gerade dieser Kunst zu ihrer Grundlage macht und nimmt sie dadurch für sich ein. Ohne dabei einzustehen, daß eine gehörige Portion Schizophrenie nötig ist, um einen Faßbinder- oder einen Haneke-Film, eine Schubert-Sonate, eine Nono-Musik der sechziger oder siebziger Jahre (bei den achtzigern mit ihren bekehrenden Stillen, Dehnungen und Quintigkeiten braucht man diese Eingemeindung ja gar nicht erst) oder ein Heiner Müller-Stück anzuhören/sehen und am nächsten Tag wieder »normal« zu funktionieren. (Ich meine nicht, daß das nicht kapiert wird, ich meine eigentlich: Diese Kunst gehört ihnen weggenommen! [Ich bin – kleinbürgerlicherweise – froh, daß ich keine Macht habe, das zu tun.])

Die »guten neuen Kunst-Werte« sind entweder aus der bekannten Waren-Welt und hübsch neu konfiguriert sofort verstehbar – und man kann prima drüber reden. (Ein nettes Beispiel ist das »Maskottchen« das sich Bremen, ich hoffe nur stadintern, zur Einstimmung auf die Bewerbung zur Kulturhauptstadt Europas 2010 zugelegt hat: Auf

1 Gustav Flaubert/George Sand, *Eine Freundschaft in Briefen*, München 1992, S.407 f.

2 Pier Paolo Pasolini, *Die KPI an die Jugend!!* (erschieden April-Juni 1968), zit. n.: Pier Paolo Pasolini, *Ketzererfahrten*, München Wien 1979, S. 187.

3 Roland Barthes, *Über mich selbst*, Matthes und Seitz: München 1978, Rücktitel.

grünweißem Topflappen (die Farben von Werder-Bremen) steht eine Dose Grünkohl (Charakter: gerupft), darauf eine leergetrunkene Becks Bierflasche und obenauf ein Plastikfußball; das Ganze in Anlehnung an Bremens bekanntestes Kulturgut, die Bremer Stadtmusikanten). Oder aber es ist eine Kunst, wo jeder sofort sagen kann: Joh, der kann wat! Als Beispiel gab es hier vor geraumer Zeit ein von der Philharmonischen Gesellschaft in Auftrag gegebenes Orchesterstück von Wolfgang Rihm zu hören. Ein Orchesterstück mit zugesetztem Fern-Orchester: Eine Musik, als wenn Bruckner schlecht geschlafen hätte – der Beifall war enthusiastisch.

Diese Künste kosten natürlich auch Geld, viel Geld. Aber hier erkennt man die Notwendigkeit an seinem Nutzen (was, nach Schönberg, Kunst eigentlich eben nicht zukommt). Dem Nutzen für die Stadt und den Landkreis, dem Standortfaktor für eine reisende, globale, kleinbürgerliche Führungselite. Und eben die, gelinde gesagt, Anklänge ans Bekannte machen eben für den Konzertgänger das schlechte Gefühl wett, von neuer Kunst eben doch nur verarscht zu werden, weil man da eben ja gar keine Kompetenz hat und auch nicht haben kann, weil es eben entweder Scharlatanerie oder so ein Kopf-Kram ist, wo man eben erstmal was lesen muß, damit man was kapiert. Gründe genug, um das ganz schnell weit von sich wegzuhalten.

Das Dümme an der anderen, komischen, nicht gleich kapierten Kunst ist eben: Man braucht dafür *Zeit*. Die wirkt so merkwürdig subkutan und hat eine lange Inkubationszeit. (Die Kunst die mich am meisten geprägt hat, war die, die ich *nicht* verstanden habe. Daher plädiere ich auch immer gerne für eine Kultur des *Unverständnisses*: Gerade das am meisten zu genießen, was man nicht versteht.

Für die eigene Produktion heißt das: gerade *den* Fahrten zu folgen, auf denen man selber unsicher ist, die nicht notwendig Produkt werden. (Fatalerweise sind ja »Aufträge« immer in ganz determinierter Weise produktorientiert), sich Zeit lassen und sich selbst – soweit es geht und man das selber überhaupt kann – mit jeder neuen Setzung widersprechen. Machbarkeit und Aufführungsmöglichkeit sollten keine Rolle spielen. Spekulativ arbeiten!

Genau dafür braucht man *Geld* – ohne Voraussetzung –, weil Zeit und keinen Hunger haben Voraussetzungen sind.

Kunst wird sich *immer* zu entziehen suchen, wenn sie diese Errungenschaft, das jeweils andere zu sein, behalten will. Ein förmlich hysterisches Ausweichen gegen jegliche Ver-

auch nicht lange in offiziellen Kanälen und Institutionen verbleiben. Daher verstehe ich auch zum Beispiel Claus-Steffen Mahnkopf nicht, von dem ich den Eindruck habe, er kritisiert so sehr die offiziellen Kanäle, weil er eigentlich *drin* sein will. Ich will da gar nicht drin sein oder höchstens nach dem Motto von Sartres Großmutter: »Ihr müßt es so einrichten können, daß man euch nachläuft.«⁴ Denn letztlich sind alle Veranstalter (wie ich ja in Bremen auch selbst einer bin) froh über das jeweils andere.

Was als gesellschaftlich notwendig sich artikuliert, ist für mich ein Bild, daß am besten mit Energiepotentialen umschrieben zu sein scheint. Die materielle Funktionalität der sich heute immer mehr »verwertenden« Gesellschaften ist eine dieser Energieformen, eine andere ist die Energieform der Idee. Kunst = Kapital sagte Beuys. Daß das relevant bleibt, zeigen Stichworte wie »Computerinder« und Pisa-Studie. Die offiziellen Herrsch- und Frau-schaften scheinen keine Verbindung zu sehen zwischen dem zunehmenden Verdampfen auch im »verwertbar« kreativen Bereich und dem Abschneiden des zunächst Fremden, was aus uns selbst kommt. Die »Ethnologie des Eigenen«, wie ich das gern nenne, ist wohl eine der verkümmertsten Wissenschaften in der verwalteten Welt. Im weitesten Sinne sind diejenigen, die im Sinne eines Globalismus = Gleichschaltung (Stichwort: come together, *alle* rauchen Stuyvesant) argumentieren, ohne das freilich zu sagen, eigentlich Hemmschuhe einer Produktivität (Stichwort: Versuch, das Internet zu reglementieren), die – nach Marx – dann notwendig das System zum Kippen bringen *muß*.

Folgendes kleine Blatt hab ich in der Zeit einer Kultusminister-Konferenz in Bremen entworfen und verteilt:

Ich kann Sie darin nur bekräftigen, meine Damen und Herrschaften von den **Kultusbehörden:**

(*Exekutiven der Abwicklung von Lebensqualität*)
(Schon Heine wußte: Auf dem Rathaus steht ein Kulturabteiler),

machen Sie weiter,

denn:

Wieviele Energien werden nicht verschwendet in die Erstellung noch und gerade der **abstrusesten Kunst:**

Wunschenergien, Gewaltenergien.

Je stärker der Wunsch desto fremder die Kunst
(*die ja keener versteht, gell...?!*)

Ich kann Sie darin nur bekräftigen:

Je mehr Sie mitwirken

meine Damen und Herrschaften

diese Kunst zu verhindern,

umso eher werden diese Energien frei,

um sich **gegen Sie**
zu wenden

als **direkter Wunsch**, als **direkte Gewalt**,
umso eher werden wir Sie los sein,
meine Damen und Herrschaften
(»...wenn sie mit Messern durch Eure Schlaf-
zimmer gehen, werdet Ihr die Wahrheit wis-
sen«.)
Ich kann Sie darin also nur bekräftigen.

Was ist zu tun? Eigentlich in der Hauptsache:
bärbeißig weitermachen. Es geht nicht an, sich
über gekürzte oder gestrichene Kulturmittel
aufzuregen ohne eine Gesamtkritik der hiesi-
gen Wirtschaftsform. Die müssen, so wie es ist,
so agieren, wie sie es tun. Das ist immanent lei-
der total vernünftig (siehe Flauberts Brief am
Anfang des Artikels) und gerade dann, wenn
die (wir) Nutznießer des Systems in Panik kom-
men, daß das vielleicht nicht mehr funktioniert.
Da werden die letzten Reserven aus der Schrek-
kammer der historischen Provinz aktiviert:
In Bremen wird zum Beispiel vom Bildungsse-
nator die Einführung von »Benimmunterricht«
in der Schule gefordert, eine Maßnahme, die
meiner Oma (die bis zu ihrem Lebensende dem
Kaiser nachgeweint hat) auch eingefallen wäre,
wenn ihr die Felle davongeschwommen wären.
Andere gehen da eher in die Richtung, um Si-
tuationen zu schaffen, die es erlauben sollen,
einfach mal zu sein. Die explosionsartige Zu-
nahme statischer Klangkunstprojekte, in die
sich jeder, wie in säkulare Kirchenräume, zum
Sein hineinbegeben kann, spricht eine deutliche
Sprache. Oder auch Enjott Schneider vom
GEMA Aufsichtsrat (zitiert nach Ulrich Dibeli-
us in MusikTexte 100), der formulierte, was
zum Großteil schon stattgefunden hat: »Neue
Musik« muß sich in ihrem Anspruch (Stilistik,
Komplexität, Sprachgestus) so verändern, daß
sie das Bedürfnis einer breiten Bevölkerung-
schicht nach »Neuem« abdeckt.« ... Nöh!

Eine »Reformierung« des Systems halte ich
nicht für möglich. Klar, daß sich die einzelne
»geknickte« Biographie in Wut äußern muß.
Dampf ablassen ist nötig. Aber genauso wich-
tig ist es, sich immer wieder darauf zu konzen-
trieren, warum man das überhaupt einmal an-
gefangen hat mit der Kunst. Vielleicht wird man
dann ja feststellen, daß man ja gerade damit an-
gefangen hatte, weil es eine so unartikulierte
Scheiße um einen herum war. Und weil einem
die Leute seiner Umgebung ja gerade auf die
Nerven gegangen sind, hat man sich etwas ge-
sucht, was eben nicht paßt. Da ist es nicht ver-
wunderlich, wenn nicht gar eine Bestätigung,
wenn sie einem (das sind nämlich die gleichen
Leute) den Geldhahn abdrehen.

Machen wir weiter ... ■

Bildmusik. Gerhard Rühm und die Kunst der Gegenwart Salzburg, am 28. und 29. Oktober 2004

Mi, den 27. Oktober 2004, Sigmund-
Haffner-Gasse 3/1

Vernissage, Galerie Altnöder: Gerhard
Rühm

Do, den 28. Oktober, Sigmund-Haffner-
Gasse 16/3/2, in den Räumen der ISA

**Wechselwirkungen der Künste im 20.
Jahrhundert I**, 9.30: Vorträge von Otto
Neumaier, Hajo Düchting und Andrea
Reichenberger

Gerhard Rühm I, 14. 30: Vorträge von
Melitta Becker, Markus Neuwirth und
Marion Saxer

Konzert, ISA, 20.00: Gerhard Rühm und
Monika Lichtenfeld

Fr, den 29. Oktober

**Wechselwirkungen der Künste im 20.
Jahrhundert II**, ISA, 9. 30: Vorträge von
Wolfgang Gratzner, Joachim Brügge und
Christian G. Allesch

Gerhard Rühm II, 14. 30: Vorträge von
Pia Janke, Oswald Panagl und
Diskussion mit Gerhard Rühm, Melitta
Becker u.a.

Eine Kooperationsveranstaltung der
**Universität Mozarteum Salzburg, der
Paris-Lodron-Universität Salzburg** und
der **International Salzburg Association
(ISA)**, sowie der **Galerie Altnöder**

Infos und Kontakt unter:

[http://www.moz.ac.at/user/inst14/Bruegge/
bildundklang.html](http://www.moz.ac.at/user/inst14/Bruegge/bildundklang.html),
joachim.bruegge@moz.ac.at oder
[+43/662/6198/6322](tel:+4366261986322)